

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 16 [i.e. 17]

Artikel: Joseph im Schnee [Fortsetzung]
Autor: Auerbach, Berthold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

27. April

Liederfrühling.

Von Heinrich Leuthold.

Der Lenz ist da
Und fern und nah
Gibt's neue Weisen und Lieder.
Wie einst Merlin,
So lausch' ich hin,
Und alles schreib' ich nieder.

Hoch in der Luft
Was die Lerche ruft,
Die Drossel klagt im Hollunder,
Was den Rosen all'
Flötet die Nachtigall
Die lieblichsten Sagen und Wunder.

Was die Schlange klug
Ihre Kinder frug,
Die im Sonnenlichte schillern,
Was sich Hänfling und Sink
Im Kluge flink
Einander zwitschern und trillern.

Was die Vögel gewußt,
Die voll Wanderluft
Aus dem Süden erst gekommen,
Was im Walde tief
An Märchen schlief,
Hab' alles, hab' alles vernommen.

Hab' es abgelauscht.
Was lenzberauscht
Die Glockenblumen läuten.
Lieder und Melodien,
Wie Merlin
Kann ich sie deuten.

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

5

Der Pfarrer sah sie eine Weile lächelnd an, dann fuhr er fort: „Bis an die Knie tief liegt oben der Schnee, er hat wenigstens das Gute, daß er sauber ist, er macht uns nur so heimtückisch naß. Ich komme glücklich über bescheiden verhüllte Sägflöße ins Haus, und es war sehr freundlich von den Pfützen, daß sie zugefroren waren. Wo ist der Röttmann? frage ich. Er liegt im Bett. — Ist er auch schwer krank? — Nein, er schläft. — So? Man läßt mich zu der Sterbenskranken Frau rufen, und der Mann legt sich schlafen? Schöne, gemütliche Welt das! Gut, ich komme zur Kranken ins Zimmer. Gottlob, daß Ihr da seid, Herr Pfarrer. — Wie? Ist das die Stimme einer Sterbenden? Ich frage, warum man mich mitten in der Nacht habe rufen lassen. Ach, guter Herr Pfarrer, sagte die Röttmännin, Sie sind so gut, so seelengut, und können so getreu mit einem reden und berichten, daß einem ganz wohl dabei wird und man ganz vergißt, daß man so schwer krank ist. Ich liege jetzt schon die siebente Nacht und kann fast kein Auge zutun, und die Langeweile plagt mich, ich kann's gar nicht sagen. Ich mein' die Stunden wollen gar nicht herumgehen, und da habe ich nach Euch geschickt. Herr

Pfarrer, Ihr seid ja so gut, Ihr solltet auch ein bißle mit mir reden. Mein Mann darf gar nichts davon wissen, daß ich nach Euch geschickt habe, er gönnt mir nichts Gutes, er geht fort so oft er kann, und wenn er daheim ist, redet er kaum ein paar Worte mit mir; es wäre ihm am liebsten, wenn ich vor langer Zeit sterben möcht', und mein einziger, mein Adam, der tut gar, als ob ich schon nicht mehr da wäre. O, Herr Pfarrer! Wenn man so daliegen muß, Tag und Nacht auf dem einsamen Hof und kann nichts schaffen, jeder Tag ist eine Ewigkeit lang und jede Nacht noch dreimal mehr. Wenn mein Vinzenz noch lebte, der säße Tag und Nacht bei mir, der allein hat mit mir reden können, so kann's kein Mensch mehr. So, guter Herr Pfarrer, jetzt seht Euch ein bißle her zu mir und redet auch was. Wollt Ihr nicht einen guten Schluck Wacholderbranntwein? Das erwärmt, das müßet Ihr nehmen, nein, das dürft Ihr mir nicht abschlagen. Rättherle, lang die grüne Flasche dort herunter, die hinterste, und schenk dem Herrn Pfarrer ein. — Wie meinst du, Lina, wie mir zumute war, als ich die Frau das alles in geläufigem Redefluß vorbringen hörte?“

„Ich hätte an mich halten müssen, den frechen Teufel nicht zu verfluchen. Entsehrlich! Zertr dich in der kalten Dezemberracht aus dem Haus über schneeige Berge.“

„Und wo noch dazu ein Wolf umgeht,“ schaltete der Pfarrer ein.

„Daß mich mit deinem Wolf,“ fuhr die Pfarrerin heftig fort, „diese Röttmännin ist der schändlichste Wolf. Du hast ihr doch deine Meinung gesagt?“

„Allerdings. Und dir gegenüber darf ich doch eitel sein? Ich kann dir sagen, nie in meinem Leben war ich zufriedener mit mir. Ich mußte fast lachen über diese so überaus kindliche Rücksichtslosigkeit. Kinder sind ja auch so, sie denken nur an sich und durchaus nicht an die Opfer, die sie von andern verlangen. Sage was du willst, es lag eine gewisse Unschuld in dem Tun der Röttmännin, sie denkt nur an sich und weiß nicht, was sie tut. Ich habe ihr natürlich nicht verhehlt, daß das etwas sehr willkürlich über die Nachtruhe anderer verfügen heißt, und wie ich nicht eben geschmeichelt bin, daß sie meine Unterhaltung so hoch anschlügt und mich zu Hof befiehlt und mir noch einen Hofwagen schickt. Indes, da ich einmal da war und der Schlaf einmal gebrochen, unterhielt ich sie, soweit meine Unterhaltungsgabe reicht, und sie selber tat auch das Ihrige, sie erzählte gut oder eigentlich böse, denn das Liebste war ihr, recht schlimme Streiche der Menschen zu erzählen und wie nichtsnußig die jetzige Welt sei, und immer wieder sagte sie: wenn ich sterbe, bitte ich Gott um die einzige Gnade, er soll mir ein Zeichen geben lassen, wer meinen Vinzenz umgebracht hat, daß man die Mörder — und wenn's das halbe Dorf ist — hängen und verbrennen kann. Du weißt, wenn sie auf dieses Thema kommt, ist sie im höchsten Grade erfinderisch. Ich habe aber die Beweise, daß sie auch den Vinzenz nicht liebte, solange er am Leben war. Jetzt redet sie sich eine schwärmerische Liebe ein, als ob er alle ihre Liebe mit ins Grab genommen, denn es ist kein Herz so böse, daß es nicht nach einem Grunde seiner Bitterkeit sucht und etwas zu lieben glaubt, um dessentwillen alles andere vernichtet werden soll. Ich redete ihr nun ins Gewissen, daß es wohl anstehe, einen Toten zu lieben, aber für einen Toten könne man nichts mehr tun, sondern nur für die Lebenden; sie sollte nur endlich nachgiebig sein gegen Adam und Martina. Ich schilderte ihr die Freude, die sie an dem Enkelchen haben werde. Ich suchte ihr einzureden, daß sie mich nur deswegen habe kommen lassen, sie habe sich nur geschaut, mir das oft zu bekennen. Aber — ich glaube in der Tat, daß ein Wolf in der Gegend herumschwärmen muß — dieses Heulen, in das jetzt die Röttmännin ausbrach, muß sie von einem Wolf gelernt haben. Es schauerte mir durch Mark und Bein und ich meinte, sie vergeht jetzt, sie kann keinen Atem mehr finden vor Mut; sie kratzte mit ihren Nägeln die Wand und sank zurück, schnell aber erhob sie sich und rief: ich dank' dir Gott, lieber Gott, ich dank' dir, laß mich nur noch leben, nur noch lang, meinewegen so, daß ich nicht aufstehen kann, aber rufen kann ich, rufen, und bis zu meinem letzten Atem will ich rufen: ich leid's nicht, ich leid's nicht, daß so eine Bettelmannstochter, die meinen Adam verführt hat, Röttmännin wird. Warum gibt's denn keine Menschen mehr, die so ein nichtsnußiges

Wesen mitsamt ihrem Kind aus der Welt schaffen? So sind die Pfarrer, so sind sie jetzt, die Faulenzer, die Schwarzröde; es ist keine Gottesfurcht mehr, die Pfarrer selber wollen, daß Schlechtigkeit und Verführung noch mit Gutem belohnt werde. Mit dem Strohkrantz sollte sie vor der Kirche stehen und Buße tun. Aber da herauf soll sie nie, und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkommt, und wenn er tausend solche, solche . . . scheinheilige Pfarrer schickt, und wenn sie mir den Hals zudrehen, schreie ich noch: ich leid's nicht, und heute, heute noch muß es fertig werden.

Von dem Geschrei der Röttmännin erweckt, waren Vater und Sohn herbeigekommen, und der Alte tat eigentlich so, als ob ich mich ins Haus gedrängt hätte und gab mir deutlich zu verstehen, er lasse seiner Frau nichts geschehen, der Schilder-David könne schiden, wen er wolle. Der Adam stand still, faltete die Hände und sah flehend zu mir auf. Ich hätte es dem Gaul nie zugetraut, daß er so barmherzig dreinschauen könne. Ich kam mir vor wie ein Menschenkind, das in Märchenzeiten zu Dämonen geholt wurde, um ihnen Beistand zu leisten. Ist das eine Welt? Sind das die Menschen, denen ich jetzt bald zehn Jahre das Evangelium der Liebe predige? Jedes Wort, das ich reden wollte, erstarrte mir auf der Lippe. Ich befahl nur, daß man sogleich wieder einspanne, ich wolle heim. Man hörte mich nicht. Adam sagte endlich: ich fahre Euch heim, Herr Pfarrer. Verzeiht allen.

Nein! schrie die Alte, er darf nicht mit. Halt ihn fest, Christoph. Er ist imstande und läßt sich gleich mit seiner Schilder-Drechslerin trauen. — Der Vater befahl Adam dazubleiben. Und nun schwur er seiner Frau und legte dabei die Hand auf die Bibel, die ich aufgeschlagen hatte — mir war's entsehrlich, daß dieser Mensch auf dieses Buch schwören durfte — er schwur hoch und heilig, daß er noch heute die Verlobung Adams mit des Heidenmüllers Toni abschleße.

Wie ich aus dem Hause gekommen, ich weiß es kaum mehr. Ich rief dem Knechte, der mich geholt hatte, ich gehe ein Stück voraus, er solle mit dem Fuhrwerk bald nachkommen. Ich ging im beginnenden Morgendämmern den Bergwald hinab, mir war's, als entflöhe ich einer Höhle, drin Dämonen haufen. Ich glaube nicht, daß ich mich geirrt habe, mir begegnete der Wolf, das Tier blieb eine Weile stehen, schaute nach mir um, wie sich besinnend, und ging dann ruhig waldein. Ich kann nicht leugnen, ist stand zitternd da und nie in meinem Leben fühlte ich eine solche Kälte als in diesem Augenblick; es war auch entsehrlich kalt, und es war unflug von mir, vorauszugehen. Der Knecht mit dem Fuhrwerk kommt lange nicht. Die Schelme sind es wohl imstande und schiden mir gar keins und lassen mich zu Fuß heimgehen. Ich kehrte nochmals um, und Zorn und Bitterkeit machten mir heiß. Nicht weit von dem Hofe begegnete mir der Knecht, der gemächlich daherkam, und glücklicherweise fand ich jetzt den Kirchengeist, den du mir mitgegeben. Die Stunde, die ich in halbwachem Zustande hierher fuhr, ich kann dir nicht sagen, was mir da alles durch die Seele ging. König Salomo und Jesus Sirach haben viel berichtet, was ein böses Weib ist; ich kann ihnen jetzt noch mit einem guten Posten aus-

helfen. Aber liebes Herz, was wäre die Güte, die Menschenliebe, die sich nie an bösen Menschen erprobte? Dennoch bin ich froh, daß ich mich von hier abgemeldet habe. Die fünfziger Jahre, in die ich nun bald trete, bedürfen einer ruhigeren Arbeit, ich habe in meiner Jugend hartes Holz genug gebohrt; und wenn ich meine Stelle darüber verliere, dabei bleibe ich fest: ich traue den Adam nur mit der Martina.“

Aufatmend und sich eine Träne aus dem Auge wischend, sagte die Pfarrerin: „Ja, es wird gut sein, wenn wir in eine andere Gegend kommen, zu Menschen milderer Sitten, die auch mehr erkennen, was du bist.“

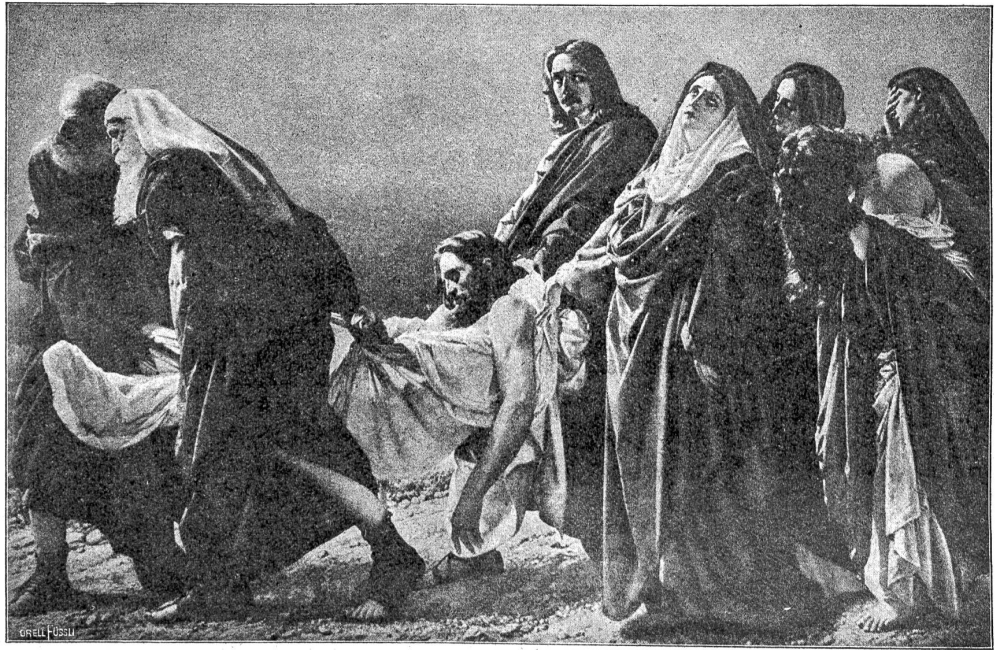
„Bergiß nicht,“ entgegnete der Pfarrer, „daß wenn wir auch hier viel mit Rohheit kämpfen müssen, wir auch gute Menschen haben. In unserm neuen Bestimmungsorte wird es auch gute und böse Menschen geben und Arbeit genug. Jetzt aber, ich bin entsetzlich müde. Vor elf Uhr bin ich für niemand da. Ich will jetzt schlafen, halte Ruhe. Gute Nacht oder guten Morgen! Wenn ich wieder aufstehe, ist ein Jahr vorüber seit dieser Röttmännischen Nacht.“

Der Pfarrer ging nach der Kammer, die geschidterweise durch denselben Stubenofen geheizt wurde, denn der Ofen stand in der Wand. Bald war's stille wie um Mitternacht im Hause. Die Pfarrerin ging immer auf den Zehen umher und über den Vogelbauer hing sie ein Tuch, damit der Vogel schweige. Den lärmend zudringlichen Bettlern draußen, den Sperlingen und Goldammern, gab sie heute zum zweitenmal ihr Frühstück. Der Wind nahm schnell die Brotstückchen mit fort, die sie auf das Fenster Sims legte; die Hungrigen schienen aber doch ihre Nahrung zu finden, denn sie flogen still davon, als wüßten sie's, daß der Pfarrer nicht geweckt werden dürfe. Die Pfarrerin sah mit ihrer Stikerei am Fenster und ermahnte jeden Daherkommenden mit bedeutsamen Winken zur Ruhe und Stille. Sie sah die willkommenste Erscheinung auf dem Lande, den Postboten, gegen das Haus kommen und ging ihm, damit er nicht klinge, rasch vors Haus entgegen, empfing mehrere Pakete aus der Residenz von Eltern und Geschwistern. Sie öffnete die Pakete nicht, ihr Mann sollte auch dabei sein und die Freude der Ueberraschung haben. Von den Briefen war keiner an sie selbst gerichtet, einer trug das Siegel des Dekanatsamtes.

Siebentes Kapitel.

Beim Schilder-David.

„O weh! die Leegart!“ hatte der kleine Joseph gerufen und der Großvater gab ihm dafür eine Lütchtige hinters



Madonna del Sasso: Die Grablegung Christi von Ciseri.

Photoglob, Zürich.

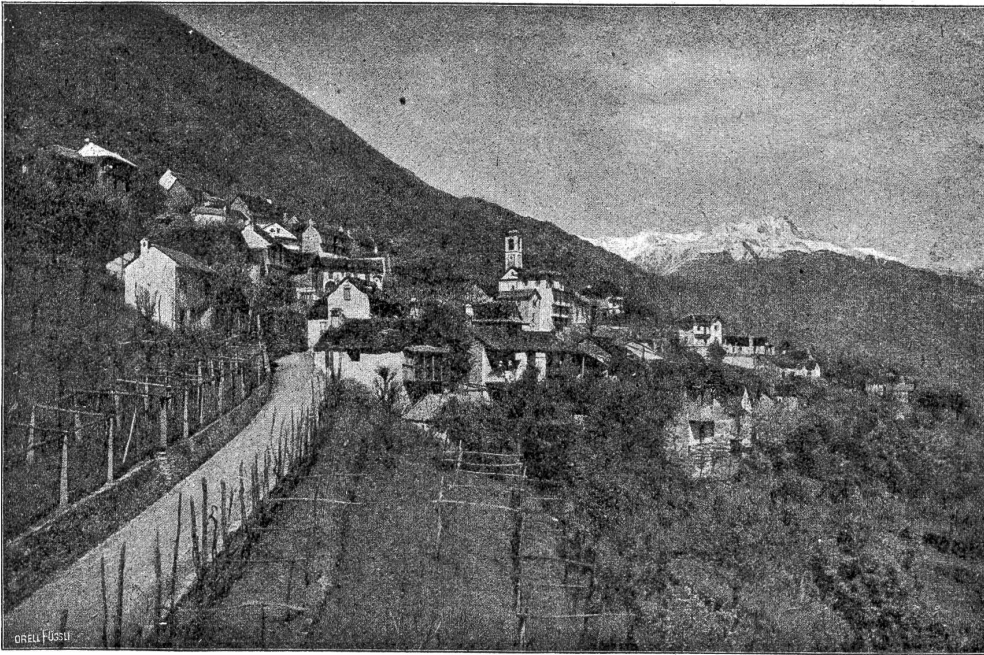
Ohr. Der Knabe schrie, der Großvater zankte und die Mutter schrie und zankte zugleich, denn der Großvater duldet es nicht, daß sie den Knaben mit einem guten Wort beschwichtigte, und die Leegart sagte mit weisem, allerdings etwas näselndem Tone: „Das ist ja schrecklich, was ich da für einen Empfang bekomme! Ich sollte nur gleich wieder umkehren; man könnte abergläubisch sein. Aber nur um Gotteswillen keinen Aberglauben! Das ist das Schrecklichste auf der Welt; da plagen sich die Menschen mit Sachen herum, die gar nicht da sind, und man hat schon Plage genug mit Sachen, die wirklich da sind. Nein, ich bleib'. Guten Morgen, Joseph! Sag schön guten Morgen! So, so, gib mir die Hand.“

„Der Bub hat heute nacht nicht geschlafen und weiß nicht, was er redet,“ suchte Martina zu entschuldigen.

„Braucht keine Entschuldigung, es wird weiter nichts davon geredet,“ sagte Leegart und legte ihre Schere mit dem großen und dem kleinen Griff, daneben eine kleine Schere, Nadelzeug und Wachsstock, alles auf dem Parade-tisch, worin ein schwerer Badstein eingehüllt war, auf den Tisch. Hiermit hatte sie Besitz ergriffen vom Hause, und sie regierte es, wie vom festen Thron herab, denn sie stand den ganzen Tag nicht mehr auf. Bevor sie sich indes niederließ, ging sie in die Kammer und kam um einen Rock ver-schmälert wieder zurück, denn sie ließ sich nur sehr sauber gekleidet auf der Straße sehen, wollte aber ihren guten Rock nicht verstoßen. Sie rückte sich beim Wiedereintritt den Tisch bequemlich zurecht, setzte sich, und Martina rückte ihr den Schemel unter die Füße, und nun gab Leegart ihre Befehle kurz und klar, und so sagte sie jetzt: „Martina, bring das Essen.“

Martina brachte den Haferbrei, stellte ihn auf den Tisch. Joseph betete vor und aus der Auswahl seiner Gebete heute das kürzeste:

Speiß' Gott, tränk' Gott alle armen Kind,
Die auf Erden sind. Amen.



Orselina.

Phot. Büchi, Locarno.

Joseph hatte seine Tränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne und es gab gar keine Grenzstreitigkeiten.

In der Stube war alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Ofenwand, gerade über dem großen, alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingernen Knopfe eingeschlagen, da hatte einst der Konfirmationspruch der Martina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf, und David hatte strengen Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren; es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dicke, schneeweiße und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweißer, etwas flosziger Bart. Das Gesicht aber hat noch etwas jugendlich Frisches, zumal die tiefblauen Augen, die mit den schwarzen Brauen fast fremd darin erscheinen.

Die Frau des Schilder-David ist ebenfalls eine große schlanke Gestalt, von ihrem Gesicht kann man aber

wenig sehen. Sie hat beständig mit dicken Tüchern das ganze Gesicht verbunden, und wenn sie spricht, merkt man an ihren mühsam hervor-gebrachten Lauten, daß sie sich selber nicht hört.

Die Näherin Leegart ist eine feine, blasser, fast vornehme Erscheinung, schon bei Jahren, aber man sieht ihr noch immer die Spuren ehemaliger besonderer Schönheit an; dabei trägt sie sich immer leicht und fein. Die schwarztuchene Jacke ist nur oben am Hals zugeknöpft, von da an ist sie frei und offen und zeigt einen breiten, schneeweißen Brustlaß. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß sie bisweilen eine kleine Priße nimmt, man sieht ihre Dose nie und sie nimmt die

Priße so schnell und zierlich, daß sie kaum mit den Fingern die feingeschnittelte Nase berührt.

Der kleine Joseph, man sollte es nicht glauben, daß er vor wenig Wochen erst sechs Jahre alt geworden ist; man schätzt ihn leicht drei Jahre älter. Derb und mächtig in Gliedern, was man hierzulande einen vollmächtigen Jungen nennt, ein wilder, blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunkeln Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam ausnehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt's schon daran, daß sein alberner Willkommgruß fast alles aus der Ordnung bracht. — Man schwieg geraume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin,“ sagte der Schilder-David und warf dabei einen bedeutsamen Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchester gezeichnet und die große Schere der Leegart schnitt mit jenem eigentümlichen, auf dem Tische nachsurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling am Langensee.

Reiseeindrücke. Von Mr. Fankhauser.

(Schluß.)

Fra Bartolommeo, der Ort ist schön! So schön, daß wir darob beinahe vergessen, was vor unseren Augen liegt. Nach und nach gewahren wir: Da unten strömt die Romagna stadtwärts. Dort links fängt sie die Cegera auf. Ueber den Felsensporn zieht sich der Weg, den wir vermieden, der Weg mit dem Duzend weißer Häuschen.

Hinweg den Blick, über den See, zum weißen Tamaroberg, der sich unglaublich kühn emporschwingt vom Tessin-

grund und wieder hernieder zum See. Oder gehen wir in den südlichen Laubengang, sehen unter uns das Blumen-gärtlein der Mönche und zählen die unfassbar vielen, eng zusammengebrängten Blüten und Sträuchlein, die da in den wenigen Beeten üppig wuchern und empor duften. Oder schauen wir hinüber zum untern Ende des Sees, wo die Berge Italiens wie schillernde Schlangen sich lagern und ein seltsames Licht irgendwoher auf den See fließt. Dort hinter den schillernden Bergen wußte Fra Bartolommeo seine piemontesische Heimat Toreia, dort, wo das Licht herzufließen scheint aus dem geahnten Süden. Trug er ein Heimweh in der Brust, als er im wilden Wald auf dem